

„Maoismus“

Kritik eines gehypten Buches und Probleme des Sozialismus

KARL WIMMLER

Im Jahr 2019 erschien in London ein Buch mit dem Titel „Maoism. A Global History“. Die Autorin Julia Lovell, Jahrgang 1975, ist Sinologin und Übersetzerin und lehrt als Professorin für moderne chinesische Geschichte und Literatur am Birkbeck College der University of London. 2023 folgte bei Suhrkamp die deutsche Übersetzung des Werks unter dem Titel „Maoismus. Eine Weltgeschichte“. Es landete umgehend auf Platz 1 der deutschen „Sachbuch-Bestenliste“, und das Feuilleton der Bildungsbürgerblätter von FAZ bis taz oder *Süddeutsche Zeitung* quoll über von Begeisterung, von der auch der ORF-Mann Günter Kaindlstorfer angesteckt wurde.¹ Vermutlich wurden sie alle eingestimmt durch solche Weisheiten, wie Lovell sie bereits im Vorwort zum Besten gibt: „In seiner Selbstdarstellung ist der Kommunismus eine unpersönliche politische Wissenschaft, deren abstrakter ideologischer Autorität sich das Individuum zu unterwerfen hat. Dennoch ist die globale Geschichte des Maoismus voller menschlicher Dramen.“ Und weiter: „Der Maoismus, der den ‚langwierigen Krieg‘ predigt, scheint besonderes für Verrückte geeignet, die sowohl entschlossen sind, mit der Gesellschaft in Konflikt zu treten, als auch sie zu beherrschen.“² Es erfordert ein gerüttelt Maß an Sturheit, nach solchem Geschwätz, das von Anfang an für Misstrauen sorgt, überhaupt weiterzulesen.

Der 768 Seiten starke Wälzer wurde von der Presse umgehend als „Monumentalwerk“ qualifiziert. Damit sollte auch kundgetan werden, dass die Autorin eine Marktlücke zu diesem Thema abdeckt, die bisher aus unerfindlichen Gründen offengeblieben war. Nicht nur wird im Westen nach Erklärungen für den Aufstieg Chinas zur Weltmacht gesucht, es wird auch die Verbindung des heutigen China mit jenem zur Zeit Mao Zedongs bestenfalls mit einem Wechsel des Führungspersonals erklärt (Deng statt Mao). Zudem liegt die Zeit, als das Werk Maos international in höchstem Ansehen stand, nun ein halbes Jahrhundert zurück; vieles davon ist den heutigen Eliten und ihren Politologen nicht mehr geläufig oder wird als zeitgeschichtliches Nebengeleise be-

trachtet. Also Anlass genug für solch ein Buch über den „Maoismus“.

Allerdings ist einzuräumen, dass auch für Sozialisten und Kommunisten die Verbindung der seinerzeitigen Bedeutung Chinas und Mao Zedongs in den ersten Jahrzehnten nach der Gründung der Volksrepublik mit dem heutigen China häufig nebelhaft erscheint und noch wenig untersucht ist. Der Anlass des nun erschienenen „Monumentalwerks“ von Julia Lovell sollte daher für eingehendere Überlegungen genutzt werden.

Ein weiterer Ismus?

Ungeachtet der sich bereits eindeutig und abfällig positionierenden Einleitung befasst sich Lovell im ersten Kapitel damit, was überhaupt Maoismus sei, und sie verschweigt auch nicht, dass der „Begriff ‚Maoismus‘ in den fünfziger Jahren als Bezeichnung für die angloamerikanische Zusammenfassung des Systems politischen Denkens und Handelns populär [wurde], das in der gesamten Volksrepublik China institutionalisiert worden ist. [...] Der chinesische Begriff ‚Mao zhuyi‘ ist von den Ideologen der KPCh nie autorisiert worden.“ (S. 40) Stattdessen wird in China seit jeher von „Mao Zedong-Ideen“ oder „Mao Zedong-Gedanken“ gesprochen.

Nun ist das mit dem Ismus so eine Sache. Gerne und oft wird – hauptsächlich von Antikommunisten – ein Marx-Satz zitiert, der angeblich lauten soll: „Alles, was ich weiß, ist, dass ich kein Marxist bin.“ Allerdings findet sich dieser in keiner Schrift von Marx, sondern wird von Friedrich Engels als französisches Zitat wiedergegeben.³ Der Ursprung dieses Satzes rührt von der Auseinandersetzung mit französischen „Marx-Anhängern“ her, wovon Engels in einem Brief an Eduard Bernstein am 2./3. November 1882 schreibt: „Nun ist der sog. ‚Marxismus‘ in Frankreich allerdings ein ganz eigenes Produkt, so zwar, daß Marx dem Laf[argue] sagte: ce qu’il y a certain c’est moi, je ne suis pas Marxiste“.⁴ Sinnvoll erscheint demnach weniger die wörtliche Übersetzung, sondern eher die dem Sinnzusammenhang entsprechende: „Wenn das Marxismus ist, bin ich kein Marxist.“⁵ So auch die Herausgeber der MEW in der dort als Fußnote angeführ-

ten Übersetzung. Zutreffend schreibt Engels daher im Vorwort von 1888 zur 1886 verfassten Schrift „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie“ von der „Marx’schen Weltanschauung“, die „Vertreter gefunden [hat] weit über Deutschlands und Europas Grenzen hinaus und in allen gebildeten Sprachen der Welt“. Und an Laura Lafargue schreibt er am 11. Juni 1889 unzweideutig, „daß fast alle Sozialisten in Europa ‚Marxisten‘ sind“.⁶

Es ist daher plausibel und begründet, von Marxismus zu sprechen, zumal er nicht nur ein Gedankengebäude, sondern auch Methoden umfasst, die Wirklichkeit zu untersuchen, um zu einem verändernden Handeln zu gelangen. Problematisch wird es dann, wenn von einem „einheitlichen, in sich geschlossenen System der wissenschaftlichen Theorien“ von Marx (und Engels) gesprochen wird, wie es beispielsweise im (dennoch nützlichen) „Philosophischen Wörterbuch“ geschah, das in den 1960er Jahren erstmals in der DDR herausgegeben wurde.⁷ Wer von einem „geschlossenen System“ spricht, läuft Gefahr, die realen Verhältnisse dogmatisch dem geschlossenen Ismus unterzuordnen, statt diese zu verstehen und zu verändern.

Ob die Kanonisierung Lenins als Leninismus sinnvoll war, sei hier dahingestellt. Dass sich das Gedankengebäude Maos hingegen im oben dargelegten Sinn wenig dazu eignet, als eigene „Weltanschauung“ bzw. eigenes philosophisch-politisches System zu firmieren, werden wir nicht nur bei näherer Betrachtung des Werks von Julia Lovell bestätigt finden. Ungeachtet dessen erlaubt es der oberflächliche Sprachgebrauch, in verschiedenen Zusammenhängen der Einfachheit halber von „Maoismus“ zu sprechen, wofür auch spricht, dass in Nepal derzeit eine sich dezidiert als „maoistisch“ bezeichnende Kommunistische Partei die Macht innehat.

Was ist Maoismus?

Wer den Ismus vermeidet und stattdessen von Ideen spricht, ist dennoch nicht davor gefeit, ein „geschlossenes System“ des Denkens zu behaupten und anfällig für allerlei Dogmatismus zu sein. Typischerweise ist es genau das,

worauf sich die englische „Maoismus-Expertin“ zu stützen meint. Daher entwickelt sie zu Beginn unter „Was ist Maoismus?“ (S. 39–85) auch keine brauchbaren Erklärungen oder Definitionen, sondern wählt als Ausgangspunkt einige Kernsätze, als ob sie in der weltweit verbreiteten Zitatensammlung „Worte des Vorsitzenden Mao“ („Mao-Bibel“) geblättert hätte. Die bereits im Vorwort geäußerte Voreingenommenheit führt sie zu neun Sätzen, die ihren angeblichen Maoismus beschreiben sollen:

1. Die Macht kommt aus den Gewehrläufen.
2. Eine Revolution ist kein Gastmahl.
3. Das Kriterium der Wahrheit kann nur die gesellschaftliche Praxis sein.
4. Die Frauen können die Hälfte des Himmels tragen.
5. Irrtümer anprangern und Fehler kritisieren.
6. Der Osten ist rot, die Sonne geht auf. China hat Mao Zedong hervorgebracht. Er plant Glück für das Volk, Hurra er ist der große Erlöser des Volkes!
7. Der Imperialismus ist ein Papiertiger.
8. Rebellion ist berechtigt.
9. Über den Widerspruch: Der Kampf der Gegensätze geht ununterbrochen vor sich.

Nun wäre es durchaus möglich, anhand solcher Sätze (beim sechsten handelt es sich um eine Hymne, die in der Kulturrevolution Kultstatus erlangte) einige von Mao entwickelte Gedanken zu erklären. Davon allerdings kann bei Lovell keine Rede sein. Denn ihr geht es nicht um Denken und Handeln, sondern um die Aneinanderreihung eines Anekdotenallerleis, das das gesamte Buch durchzieht. Das ist sogar dem vorsichtigen Rezensenten der *Süddeutschen Zeitung* als Kritikpunkt aufgefallen (er moniert auch „Unsauberkeiten der Übersetzung“, die plausibel erscheinen, ohne das englische Original geprüft zu haben). Die Autorin setze „konsequent auf Personalisierung und die Sogwirkung drastischer Anekdoten. Hierunter leidet gelegentlich die Analyse struktureller Faktoren“, so der Rezensent.⁸

Die hier behauptete mangelnde Berücksichtigung „struktureller Faktoren“ ist eine Untertreibung. Tatsächlich ist für Lovell die gesamte Geschichte Chinas und des Kommunismus eine einzige Abfolge von Geschichtchen und Verschwörungen. So gab es Sun Yatsens Nationale Volkspartei (Kuomintang) wie die Kommunistische Partei bereits in den Zwanzigerjahren des vorigen Jahrhunderts hauptsächlich deshalb, weil sie „beide von der Sowjetunion und ihrer

Komintern finanziert, ausgebildet und bewaffnet waren“ (die Kuomintang wurde 1912, gegründet, die Sowjetunion mehr als ein Jahr nach der KP Chinas). So wie auch chinesische Kommunisten mit der Gründung ihrer Partei angeblich wenig zu tun hatten, zumal die „nach China entsandten Vertreter der Komintern die verstreuten Rebellen 1921 auf dem I. Parteitag der KPCh in einem Shanghaier Stadthaus zusammen (brachten)“ (S. 44f.). 200 Seiten weiter wird uns die Autorin erklären, dass „bis in die fünfziger Jahre hinein China ein Satellitenstaat“ (der Sowjetunion) war. (S. 275) Dennoch war es dann Mao bzw. dessen „Ablehnung der sowjetischen Vorstellung von Weltrevolution“ (über die uns Lovell nichts verrät), die „sowohl in Osteuropa als auch in Südostasien viele weitere kommunistische Nationalismen hervor (brachte). Diese Nationalismen erreichten ihren Höhepunkt in dem toxischen indochinesischen Dreieck des China-Kambodscha-Vietnam-Konflikts.“ (S. 54) Was sind schon Kolonialismus und Imperialismus gegen die Weltverschwörung des großen Vorsitzenden?

Revolutionäre Gewalt

Die von Lovell unter 1 und 2 angeführten Sätze sprechen dasselbe Problem an, die Gewaltherrschaft des Ausbeutungssystems und die dagegen anzuwendende revolutionäre Gewalt. Dass eine Revolution, wie es nach dem Satz Maos mit dem „Gastmahl“ heißt, „ein Aufstand, ein Gewaltakt, durch den eine Klasse eine andere Klasse stürzt“,⁹ sei, interessiert die Autorin nicht. Für sie handelt es sich um einen Spleen Maos: „Die Begeisterung für politische Gewalt war eines der Fundamente des Kults, den Mao während des [nach 1927] folgenden halben Jahrhunderts schaffen sollte.“ Aber zugleich ist dies auch keine Sache Maos allein, und man scheut sich fast, derartiges Stammtischgeschwätz zu zitieren: „Auch Lenin und Stalin waren gewaltverliebt gewesen. Die Gewalt ist schon in Marx' stürmische Visionen von der Weltrevolution eingeschrieben, und das kam den beiden skrupellosen Sowjetführern auf jeden Fall gut zupass.“ (S. 47) Schließlich bringt sie auch noch ein offenbar besonders abscheuliches Zitat Maos über militärische Strategie und Taktik „für seine analphabetischen Bauerntuppen“ (S. 51). Dieses beinhaltet allerdings nichts anderes als einfache Regeln der Kriegsführung und hat wenig mit Maoismus zu tun, sondern ist so ähnlich in der 2500 Jahre alten berühmten



Mao Zedong im Jahr 1934

Schrift des chinesischen Militärstrategen Sunzi „Die Kunst des Krieges“ zu lesen. Überhaupt hat es Lovell die Gewaltthematik angetan: „Indem er [Mao] die Böswilligkeit der ausländischen Gegner Chinas betonte, legitimierte er seinen eigenen Einsatz von Gewalt sowohl gegen die Imperialisten, als auch gegen die angeblichen chinesischen Feinde der Revolution“. (S. 72) Passenderweise weiß sie noch, „der Faschismus feierte die Gewalt sogar noch eifriger als der Kommunismus“. (S. 44)

So ist dann auch die Charakterisierung der Frauen als „Hälfte des Himmels“ für Lovell nur Anlass, sich über Maos Ehen und sein angeblich „rücksichtsloses“ Machotum auszulassen. Auf die Idee, das von ihr erwähnte 1950 verabschiedete Ehegesetz, das u.a. erstmals das Recht der Frauen festschrieb, sich scheiden zu lassen, mit den zu dieser Zeit in westlichen oder kolonialen Ländern bestehenden Ehegesetzen zu vergleichen, kommt sie nicht.

Eine pseudowissenschaftliche Seuche des Buches besteht darin, dass Lovell nur selten auf Originalquellen verweist. Zitiert sie beispielsweise Lenin, so wird auf eine Quelle der *Cambridge University Press* aus dem Jahr 2007 über „The Global Cold War“ verwiesen. (S. 75) Und so geht das in einem fort, sodass schließlich der Anmerkungsapparat aus 66 kleingedruckten Seiten besteht und die im Anhang aufgelistete Literatur rund 500 Werke umfasst, darunter kein einziges Werk von Marx oder Lenin. So kommt es dann, dass Lovell im Abschnitt über den Satz vom Imperialismus als Papiertiger – frei erfunden und ohne

jede Quellenangabe – „enthüllt“, dass der Vietnameser Ho Chi Minh der „prominenteste südostasiatische Alumnus“ der 1923 in Moskau gegründeten und „unter die Leitung der Komintern gestellten Universität der Werktätigen des Ostens“ gewesen sei. (In Wahrheit war Ho in Paris zunächst Mitglied der Sozialistischen Partei Frankreichs und dann Gründungsmitglied der KP Frankreichs, bis 1930 die Kommunistische Partei Indochinas gegründet wurde.)¹⁰

Auf diesem Niveau geht es weiter, ohne dass man letztlich erfährt, was denn nun Maoismus sei. Stattdessen gibt Lovell im zweiten Kapitel kund, dass der US-Amerikaner Edgar Snow der eigentliche Begründer von Maos Ruhm gewesen sei, und im dritten Kapitel, dass die „Gehirnwäsche“ der im Koreakrieg gefangen genommenen US-Soldaten durch die Mao-Chinesen zwar eine Erfindung des US-Journalisten und CIA-Mitarbeiters Edward Hunter gewesen sei, die auf US-Seite bis in die 1970er Jahre zu den absurdesten Konstruktionen, Untersuchungen und Trainingsprogrammen geführt habe (z.B. Abhärtung durch die Anhörung des Gesangs von Yoko Ono). Aber irgend etwas sei doch dran: „Der Ausdruck [Gehirnwäsche] war nämlich sowohl in der Vergangenheit Chinas verwurzelt [...] als auch in der politischen Gegenwart des Landes“ (S. 125 und 168), so Lovell.

Eine Zeitgeschichte ohne die USA

Das Auffälligste am Werk Lovells, das dennoch eine „Weltgeschichte“ sein will, wenn auch nur des Maoismus, dürfte die faktische Abwesenheit jener Macht sein, die seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs als imperialer Hegemon nur durch verstockte Blindheit übersehen werden kann, die Vereinigten Staaten von Amerika. So kommen dann Konstruktionen zustande, die zeithistorische Einzigartigkeit behaupten können: „Ohne den chinesisch-sowjetischen Bruch und rivalisierende chinesische und sowjetische Hilfslieferungen fällt es auch schwer, sich die Verschärfung des Vietnamkrieges vorzustellen. Dieses Duell machte den Vietnamkrieg zum heißesten Konflikt des weltweiten Kalten Krieges.“ (S. 208) Der Maoismus verursachte demnach auch alles andere Schlimme, „einen blutigen Bürgerkrieg in Indonesien, die Kämpfe um Entkolonisierung und Entwicklung in Afrika, die Verwüstung Vietnams und Kambodschas, die Beben und Nachbeben von 1968 in Westeuropa

und in den USA [...], Guerillakriege in Indien, Lateinamerika und Nepal. [...] Wie ein schlafendes Virus hat der Maoismus eine beharrliche, globale Begabung, sich in Geduld zu üben, an den Tag gelegt.“ (S. 209)

Nachdem wir nun noch immer nicht wissen, was Maoismus sei, unternimmt unsere Autorin den Versuch, sein unheilvolles Wesen in sieben Kapiteln über Indonesien, Afrika, Vietnam/Kambodscha, USA/Westeuropa, Peru, Indien und Nepal zu beschreiben. Ich streife einige Merkwürdigkeiten ihrer Geschichten, zunächst über Indonesien, wo 1965 beim Putsch gegen den gewählten Präsidenten Sukarno („verwirrende, rätselhafte Ereignisse“, S. 242) zumindest eine Million Mitglieder und Anhänger der Kommunistischen Partei ermordet wurden. Natürlich war der Maoismus der KP schuld (einer tatsächlich unabhängigen Partei, die als Parlamentspartei agierte!), der von ihr unterstützte Präsident Kommunisten- und Chinesen-freundlich, was beim Putsch daher passenderweise mit Pogromen gegen die chinesische Minderheit verbunden werden konnte. Von US-Strippenziehern weiß Lovell nichts, aber nach 44 Seiten tritt unverhofft „das Großkapital“ auf, gegen das nun der Widerstand ein Ende gefunden habe.

In Afrika wiederum sei der praktizierende Katholik Julius Nyerere (ab 1964 Präsident Tansanias) eigentlich und indirekt Maoist gewesen, weil er „durchaus mit politischer Gewalt vertraut“ gewesen sei und „China die Tore zu Afrika öffnete“. (S. 273) Nelson Mandela „las sorgfältig Maos Ideen zum Guerillakrieg“, bevor er mit diesem begann. (S. 269) Einen anderen afrikanischen Führer machte eine Reise nach China „zu einem Kommunisten“. Auch der Erfolg des Befreiungskrieges in Zimbabwe ist nur durch chinesisch-maoistische Einflussnahme auf Führer wie Josiah Tongogara oder Josef Khumalo erklärbar. (S. 296) Und die hinterhältigste, „wohl erfolgreichste Form des chinesischen Einflusses waren seine medizinischen Teams, die bis in völlig abgelegene Regionen Afrikas reisten, um Fieber und Rheumatismus zu behandeln und Wunden zu desinfizieren.“ (S. 265) Nachdem Lovell endlich auf mehr als einem Dutzend Seiten dargelegt hat, wie das Netz der KPCh fast ganz Afrika überzogen hat, erklärt sie: „Wenn man den britischen diplomatischen Berichten Glauben schenken kann, wimmelte es im Afrika der sechziger Jahre nur so vor [sic!] in China ausgebildeten Rebellen, von Kamerun, Gui-

nea und Mosambik bis nach Angola und Südafrika.“ (S. 271; eine Quelle gibt sie nicht an.) Dabei erwähnt sie selbst eine Rede Nyereres 1965 in London, wo er zu solchen Vorhaltungen konterte, dass sich „in Tansania 246 Chinesen aufhalten – und 16.000 Briten“. (S. 284)

Nach 30 Seiten über den maoistischen „Leuchtenden Pfad“ in Peru und seinen Anführer Abimael Guzman, die fast ausschließlich aus teilweise fragwürdigen Gräueltaten und Anekdoten bestehen, geht’s dann erstmals darum, was in diesem Land angeblich los war, als diese Guerillaorganisation nach zwölf Jahren Militärdiktatur, so Lovell, zu Beginn der 1980er Jahre ihre erste bewaffnete Aktion setzte. Da hatte dann angeblich 1980 „eine friedliche Rückkehr zur Demokratie“ stattgefunden, von der im darauffolgenden Absatz seltsamerweise nicht mehr die Rede ist, zumal es „neun Jahre des Staatsterrorismus von 1974 bis 1983“ gegeben hatte, „in denen die Militärjunta die politische Opposition vernichtete“ (S. 444f.; ein typisch willkürlicher Umgang mit Fakten wie im gesamten Buch; und um „Rückkehr zur Demokratie“ handelt es sich offenbar, wenn verstaatlichte Unternehmen wieder privatisiert werden, wie ab 1980 geschehen, was man bei Lovell jedoch nicht lesen kann.)

Ich erspare mir vergleichbare Weisheiten über Vietnam und Kambodscha, und empfehle jenen, die sich für Anekdoten über maoistische Gruppierungen in Indien und den „Maoismus an der Macht? Nepal“, so der Titel des vorletzten Kapitels, interessieren, sich die entsprechenden Abschnitte zu Gemüte zu führen. Ein tieferes Verständnis für die Auseinandersetzungen und Aussichten in diesen Ländern wird dadurch nicht befördert. Auch über die Tatsache, dass chinesische Kommunisten seit Jahrzehnten in Nepal ihren Einfluss geltend machten, wird man kaum etwas finden. Im Gegenteil, sie rüffelten die nepalesische Kommunistische Partei sogar für ihren offiziellen Zusatz im Parteinamen „maoistisch“. (S. 40)

Wenden wir uns nun noch kurz Lovells „Schrecken des Maoismus in seinen europäischen und US-amerikanischen Ausprägungen“ (S. 365) zu, nur um das Bild von den Märchenerzählungen der Autorin abzurunden. Lovell beginnt mit sich auf mehrere Seiten hinziehenden Geschichten von einem britischen Missbrauchstäter in einer „Kommune“, bei der man sich als Österreicher an den ebenfalls offenbar typischen „Maoisten“

Otto Mühl erinnert sieht, schwadroniert haltlos über die angeblich ebenso maoistische RAF in Westdeutschland, die durch einen Film von Harun Farocki gefördert worden sei, und entdeckt, dass die italienischen Roten Brigaden ab 1970 für „etwa 14.000 Gewalttaten“ verantwortlich gewesen sein sollen, weil die Autorin von italienischen Faschisten, der terroristischen P2-Loge und deren Verbindungen mit dem staatlichen Geheimdienst nichts weiß. Und in den USA gilt ihr unter anderem auch der Flower Power-Aktivist Abbie Hoffman als maoistische Figur.

Kurz und gut, faktisch war oder ist in den Augen Lovells nahezu die gesamte Welt maoistisch unterwandert oder ideologisch verseucht, und man wundert sich fast, dass da nicht auch noch die Spannochi-Doktrin, das österreichische Landesverteidigungskonzept aus den 1970er Jahren, als Produkt maoistischer Einflüsterungen enthüllt wird. Tatsächlich macht die Autorin keinen Unterschied zwischen Forschungsergebnissen, Propagandertexten und Geschwätz, die sie zu einem pseudowissenschaftlichen Mix vermischt. Zudem zeigt sich in jedem Kapitel, dass man derart politisch verwirrt keine Zeitgeschichte schreiben kann. Für lobhudelndes Getratsche im Feuilleton allerdings reicht ihr „Monumentalwerk“ allemal aus.

Tatsächliche Probleme des Sozialismus

Maoismus als einheitliche Lehre hat es, so viel kann man selbst dem Machwerk Lovells entnehmen, weder in China noch außerhalb gegeben. Da China nicht nur ein unterentwickeltes Land war, sondern sich auch als Teil der „Dritten Welt“ begriff, liegt es auf der Hand, dass seine Ausstrahlung und die des Vorsitzenden seiner führenden Partei besonders auf viele Entwicklungsländer wirkte. Die Schriften Maos zum Volkskrieg beispielsweise und ihre Umsetzung in der chinesischen Realität hatten für eine Reihe von Ländern und Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt enorme Relevanz, sodass manche Formulierungen sogar sprichwörtlich wurden (z.B. sich im Volk bewegen „wie ein Fisch im Wasser“); auch stärkte die von Mao betonte strategische Verachtung der Kräfte des Imperialismus („Papiertiger“) das Selbstbewusstsein vieler Befreiungs- und Widerstandsbewegungen. Was Westeuropa betrifft, sollte man nicht übersehen, dass der Marxismus und Kommunismus aufgrund der Entwick-



Feier anlässlich der Verkündung der Volksrepublik China am Platz des Himmlichen Friedens in Peking 1. Oktober 1949

lung beziehungsweise Erstarrung nicht nur der Sowjetunion, sondern auch der dem Warschauer Vertrag zugehörigen osteuropäischen Länder viel an Ansehen unter nicht nur sozialistisch gesinnten Intellektuellen, sondern auch in der Arbeiterklasse in den westeuropäischen Ländern eingebüßt hatte. Die Ausstrahlung Chinas und der chinesischen Errungenschaften und der (wohl auch trügerische) Schein der Kulturrevolution brachte eine neue Faszination für die Möglichkeiten marxistischer Gesellschaftskritik mit sich. Es wäre müßig, sich auf die Kritik einzelner auf China und Mao orientierter Organisationen einzulassen, zumal man dann erst recht feststellen müsste, dass es so etwas wie eine maoistische Ideologie und einigermaßen einheitliche Praxis auch in Westeuropa nicht gab. Allein die Unterschiede der sich darauf beziehenden Vereinigungen etwa in Frankreich oder in der Bundesrepublik Deutschland gäben dafür ein beredtes Beispiel ab.

Befassen wir uns nun noch mit zumindest einem Teil jener Probleme, die tatsächlich an der Rolle Mao Zedongs und des chinesischen Kommunismus seiner Zeit interessant und für Sozialisten und Kommunisten von Bedeutung sein sollten. Ich sehe hier ab von jenen Fragwürdigkeiten, die mit Maos persönlichen Eigenschaften und Charakter zusammenhängen könnten (sofern dieses Urteil aus der Ferne und ohne nähere persönliche Kenntnisse vertretbar ist), etwa Sprunghaftigkeit, Voluntarismus, Selbstverliebtheit, Starrsinn und mangelnde Fähigkeit vor allem in seiner späteren

Lebenszeit, fehlerhafte Einschätzungen offen zu revidieren. Bedeutsamer erscheinen mir jene Themen zu sein, die sich am Beispiel des chinesischen Weges unter Mao offenbarten und für den Sozialismus und Kommunismus von allgemeiner Bedeutung sind – wobei ich nicht behaupte, hierfür Lösungen anbieten zu können.

Weltrevolution contra Aufbau des eigenen Landes

Bekanntlich war es bereits in den ersten Jahrzehnten der Sowjetunion unter Sozialisten und Kommunisten umstritten, wie die Sicherung der staatlichen Existenz des Landes gegenüber kapitalistischen und imperialistischen Begehrlichkeiten mit der Verantwortung für den proletarischen Internationalismus ebenso zu verbinden ist wie für die Sicherung des Friedens. Noch die Auseinandersetzungen in der internationalen kommunistischen Bewegung im Zuge des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts im Jahr 1939 sind auf diese letztlich aufgelöste Thematik zurückführbar. Sie war aber zugleich auch ein Element des Bruchs Chinas mit der Sowjetunion Anfang der 1960er Jahre, als die von Mao angeführte Kommunistische Partei Chinas dieser den „Verrat“ an der Weltrevolution vorwarf. Zugleich betrieb die KP Chinas damals bis zum Beginn der 1970er Jahre eine vergleichsweise massive propagandistische, aber teilweise auch materielle Unterstützung von Befreiungs- und kommunistischen Bewegungen insbesondere in der so genannten Dritten Welt. Dies – so kann man bei

Julia Lovell lesen – auch zu einem Zeitpunkt, zu dem in China selbst die größten Verwerfungen samt Hungersnöten auch durch eine irrierte von Mao verantwortete Politik des „Großen Sprungs nach vorn“ Ende der 1950er Jahre eingetreten waren: „In diesem Zeitraum nahm die Auslandshilfe um mehr als 50 Prozent zu. Das Jahr 1960 erlebte einen dramatischen Anstieg chinesischer Hilfsleistungen nach Afrika; allein im Fall Algeriens die Summe von 50,6 Millionen Yuan (heute etwa 1,3 Milliarden Euro) gegenüber 600 Millionen Yuan (etwa 15 Millionen Euro) im Vorjahr.“ (S. 187)

Der „Verrat“ an der Revolution zugunsten staatlicher Eigeninteressen könnte heutzutage der chinesischen Politik ebenso vorgeworfen werden. Und der seinerzeitige Vorwurf der chinesischen KP an die sowjetische, eine Politik des „Imperialismus“ zu betreiben, trifft heute von anderer Seite die chinesische. Gehe ich fehl in der Annahme, dass die theoretische Durchdringung dieser Thematik heutzutage aussteht?

Kulturrevolution

Am aufsehenerregendsten wurde die chinesische Politik in weiten Teilen der Erde im ersten Vierteljahrhundert nach der Gründung der Volksrepublik empfunden, als Mao 1966 die „Große Proletarische Kulturrevolution“ ausrief (und nie offiziell beendete). Eigentlich kam insbesondere in den industrialisierten Ländern China als kommunistische Besonderheit einer größeren Anzahl von Menschen erst dadurch und die sich darum rankende Propaganda aller Seiten zu Bewusstsein, die bis dahin hauptsächlich von einem Informationstabu betroffen waren (Ausnahmen in Österreich: die kommunistische Presse sowie Hugo Portisch: So sah ich China [1965]). Über diese „Kulturrevolution“ ist seither viel geschrieben worden, über Absurditäten, Fanatismus und Opfer, damaliges Unwissen und unkritische Bewunderer außerhalb Chinas. Man kann aber nicht außer Acht lassen, dass ein nicht unwesentlicher Beweggrund Maos und anderer seiner Genossen auch darin bestand, einen Weg zu vermeiden, den die Sowjetunion und deren Kommunistische Partei im Lauf der Jahrzehnte gegangen zu sein schien: Eine Verbürgerlichung und Abgehobenheit des Führungspersonals, die weitgehende Absenz des ursprünglich vorhandenen revolutionären Impetus nicht nur im Rahmen der Partei, sondern als darüberhinausgehende Bewegung nicht zuletzt auch in der Kunst

und Kultur. Damit verbunden waren in China u.a. auch wenig überlegte oder planlose Methoden in der noch dominierenden bäuerlichen Gesellschaft, Stadt und Land sowie Intelligenz und Bauernschaft einander näherzubringen. Dass all dies mit Willkür und Brutalität verbunden war, ist seither sowohl in China als auch außerhalb wenig bestritten. Der Ursprung der Thematik blieb allerdings ungelöst, weshalb vielleicht der kluge Satz von Immanuel Kant zu bedenken wäre, dass es nicht an der Theorie liegen müsse, „wenn sie zur Praxis noch wenig taugte, sondern daran, dass nicht genug Theorie da war“.¹¹

Personenkult contra Demokratie

Die Kulturrevolution brachte auch eine ungeheure Ausdehnung des Personenkults um Mao mit sich, mit dem offenbar die Rebellion in die Partei und gegen bestimmte Funktionäre getragen werden sollte. Sie wurde stattdessen aber zum Werkzeug des großen Vorsitzenden und seiner unmittelbaren Entourage. Nun ist allerdings ein – wenn auch meist gemäßigerer – Kult in mehr oder weniger großem Ausmaß seltsamerweise vielen Entwicklungen durch Parteien oder Bewegungen weltweit eigen, die unter dem Banner der Befreiung, des Sozialismus, Kommunismus oder Marxismus angetreten sind. Ein Teil dieses Phänomens ist plausibel und verständlich, wenn bedacht wird, welche Gefühle und Emotionen die Befreiung aus Entrechtung und Armut bei vielen Menschen bewirken kann. Und manches Mokieren westlich geprägter Intellektueller über derartig kultische Verehrung erscheint bisweilen auch hochmütig, weil sie keinen Begriff dafür zu haben scheinen, was Unterdrückung und Ausbeutung heißen und was die Befreiung davon auszulösen in der Lage ist. Aber die Thematik selbst wird damit nicht weggewischt, zumal die Erfahrung gezeigt hat, dass Personenkult die demokratische Beteiligung der unteren Klassen am revolutionären Weg der Gesellschaft zunächst einschränkt, dann behindert und schließlich erstickt. Der Hinweis von Friedrich Engels, dass „übertriebener Glaube an anerkannte Autoritäten“ schädlich sei,¹² wurde von Marxisten an der Macht bis dato eher ignoriert (Ho Chi Minh vielleicht ausgenommen).

Wege zum Sozialismus

Schon vor der russischen Revolution, spätestens aber nach ihrem Erfolg, wurde

darüber debattiert, ob und wie der Sozialismus in einem unindustrialisierten oder wenig entwickelten Land zur Entfaltung gelangen könne. Der von Marx und Engels gewiesene revolutionäre Übergang am Beispiel der Pariser Kommune betraf zweifellos entwickelte kapitalistische Länder oder Verhältnisse. Bekanntlich hat die in der Sowjetunion mit dem Namen Stalin verbundene Politik des Drucks auf die arbeitenden Massen und des Terrors auf verschiedene Teile der Bevölkerung zur Durchsetzung eines möglichst raschen Nachholens dessen, was in den kapitalistischen Ländern als ursprüngliche Akkumulation vorausging, spätestens ab den 1930er Jahren zu umfangreichen Verwerfungen beigetragen und das Ansehen der Sowjetunion schwer geschädigt. Die Versuche der Kommunistischen Partei Chinas und Maos, andere, aber in mancher Hinsicht vergleichbare Methoden im Bauernland China anzuwenden, überzeugten letztlich auf Dauer ebenso wenig. Eine der Konsequenzen, die die Kommunistische Partei Chinas nach dem Tod Maos zog, besteht offenbar und teilweise eingestandenmaßen darin, durch eine kapitalistische Entwicklung bessere ökonomische Voraussetzungen für den Übergang zu einer sozialistischen Gesellschaft zu schaffen. Ob dies vernünftig und vor allem inwiefern dies kontrollierbar ist, steht in den Sternen. Nicht zuletzt bewirkt der längst begonnene Kapital-export, dass damit auch imperiale Bestrebungen gefördert werden.

Allerdings zeigt auch gerade die heutige internationale Politik Chinas, dass man keinen starren Trennungsstrich zwischen der Politik unter Mao und jener danach ziehen, sondern auch Kontinuitäten gelten lassen sollte. So stützt sich China beispielsweise in der Taiwan-Frage gegenüber den USA auf genau jene Vereinbarungen, die im Jahr 1972 unter Mao und seinem langjährigen Außenminister und Ministerpräsidenten Zhou Enlai mit den USA unter Richard Nixon und Henry Kissinger geschlossen wurden. Der dennoch immer wieder aufflammend Streit darüber, befördert weniger von China als den USA, könnte wieder heiß werden. (Dabei wird oft übersehen, dass Großbritannien bereits 1950 die Volksrepublik China anerkannt und die diplomatischen Beziehungen zu Taiwan abgebrochen hatte oder Frankreich unter Präsident Charles de Gaulle 1964 diplomatische Beziehungen zur Volksrepublik China aufgenommen und jene zu Taiwan storniert hatte.)

Was immer man von den Wegen und Abwegen des chinesischen Kommunismus halten mag, wenn man einen nur halbwegs funktionierenden Kompass zur Orientierung in der heutigen Welt zur Verfügung haben will, kommt man um eine Beschäftigung mit der chinesischen Entwicklung nicht herum. Dabei helfen allerdings Geschichtchen und Anekdoten darüber, was sich Ahnungslose unter Maoismus vorstellen, nicht weiter. Ebenso wenig ist es mit einfachen Urteilen getan. Marxisten wären gut beraten, sich auch im Fall Chinas mit grundlegenden Tatsachen, Produktions- und Eigentumsverhältnissen, sozialen Lebensumständen der unteren Klassen und politischen, also auch demokratischen Möglichkeiten

zu beschäftigen. Bücher wie jene von Julia Lovell halten jedoch davon nur ab.



Julia Lovell: *Maoismus. Eine Weltgeschichte*. Berlin: Suhrkamp 2023, 768 Seiten, 42 Euro

Anmerkungen:

1/ www.perlentaucher.de/buch/julia-lovell/maoismus.html [1.3.2024].

2/ Julia Lovell: *Maoismus. Eine Weltgeschichte*. Berlin: Suhrkamp 2023, S. 35f.

3/ Friedrich Engels an Conrad Schmidt, 5.8.1890, in: Karl Marx/Friedrich Engels: *Werke* (MEW), Bd. 37. Berlin: Dietz-Verlag 1967, S. 436.

4/ MEW, Bd. 35, S. 388.

5/ Ebd.

6/ MEW, Bd. 37, S. 235.

7/ Georg Klaus/Manfred Buhr (Hg.): *Philosophisches Wörterbuch*, 2 Bände. Leipzig: Verlag des Bibliographischen Instituts 1969 (Neuaufgaben 1974 und 1976), hier: Bd. 2, S. 671.

8/ Daniel Leese: Hochgradig widersprüchlich, in: *Süddeutsche Zeitung*, 19.7.2023.

9/ Untersuchungsbericht über die Bauernbewegung in Hunan, März 1927, in: Mao Tse-Tung: *Ausgewählte Werke*, Bd. 1. Berlin: Dietz-Verlag 1956, S. 27.

10/ Siehe u.a.: Karl Wimmer: Ho Chi Minh zum 130. Geburtstag, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 27. Jg. (2000), Nr. 2, S. 29–31.

11/ Immanuel Kant: Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis, in: *Werkausgabe* in 12 Bänden, Bd. 11. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977, S. 127–130, hier S. 127.

12/ Friedrich Engels an Paul Lafargue, 27.8.1890, in: MEW, Bd. 37, S. 451.

Walter Hollitscher und die Wiener Psychoanalytische Vereinigung

CHRISTIAN KASERER

Als Walter Hollitscher (1911–1986) im Jahr 1981 seine sechseitige „Kurzfassung des (bisherigen) Lebenslaufes“ abfasste, blickte der KPÖ-Intellektuelle auf ein mannigfaltiges Œuvre und auf unzählige Begegnungen zurück. Die Liste der von ihm in seinen Publikationen behandelten Themen umfasst – ganz in volksbildnerischer Tradition – Philosophiegeschichte, Physik, Ökonomie, Biologie, antike Geschichte, Psychoanalyse und (Pawlow'sche) Psychologie sowie unzählige weitere wissenschaftliche Disziplinen. Freilich ist seine Vita auf das Publikationsorgan, die in der DDR erscheinende *Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig*, zugeschnitten und rückt vor allem seine Leistungen für den Marxismus in den Vordergrund, doch vergisst Hollitscher nicht, mit bekannten Namen wie Otto Neurath, Ludwig Wittgenstein oder Pablo Picasso aufzuwarten, denen er im Laufe seines Lebens begegnete. Konflikte, wie etwa seine Inhaftierung 1953 in der DDR durch das Ministerium für Staatssicherheit,¹ spart er dabei naturgemäß aus. Andeutungen anderer Verwerfungen indes finden sich. Eine davon betrifft die Psychoanalyse, welcher er in diesem Selbstzeugnis einen Absatz widmet.

Erste Wiener Zeit

Die Schriften Sigmund Freuds, so Walter Hollitscher, hätten ihn – auch wenn er den kulturtheoretischen Texten von Beginn an kritisch gegenüberstanden sein will – bereits in jungen Jahren fasziniert, und so habe er beschlossen, eine Ausbildung zum Psychoanalytiker in Wien anzustreben, welche ihm kostenfrei ermöglicht wurde.² In einem Brief vom 19. März 1936 an Freuds Tochter Anna, die zu dieser Zeit in der *Wiener Psychoanalytischen Vereinigung* (WPV) bereits eine wirkmächtige Rolle spielte, beschreibt Hollitscher seinen persönlichen Hintergrund als auch seine Motivation dazu, eine Lehrausbildung bei der WPV zu beginnen. Sein Schreiben beinhaltet auch die Zusage, sich während seiner Ausbildung jeglicher politischer Tätigkeiten zu enthalten, was zu dieser Zeit eine Voraussetzung für die Ausbildung bei der WPV war.³ Grund für die-

ses Verbot durch die Vereinigung waren Schikanen des austrofaschistischen Regimes gegenüber einzelnen, im Widerstand aktiven Mitgliedern der WPV und die Hoffnung, so die politisch stürmischen Zeiten als Gruppe möglichst unbeschadet überstehen zu können.

Tatsächlich wurde Hollitschers Ansuchen genehmigt⁴ und ihm, wie er selbst in seinem Lebenslauf schreibt, die Ausbildung kostenfrei ermöglicht. Grete Bibring-Lehner wurde seine Wiener Lehranalytikerin. Hollitscher dürfte sich bereits früh als ein genauer Wissenschaftler innerhalb der WPV einen Namen gemacht haben⁵ und wurde 1937 in der *Internationalen Zentralstelle für psychoanalytische Bibliografie* angestellt, um die dortigen bibliografischen Tätigkeiten zu unterstützen. Darüber hinaus erhielt er ein „100 Sch[illing] Stipendium [...] via A[nna] Freud“, was neben seinem Lohn durch die Zentralstelle sein Einkommen in dieser Wiener Zeit bildete.⁶

Der Briefwechsel mit Otto Neurath bezeugt Hollitschers Engagement für die Psychoanalyse, macht allerdings auch deutlich, dass er sie – ganz im Sinne Neuraths – in einem größeren Zusammenhang für eine gesamtwissenschaftliche Darstellung sah und bemüht war, die ihr eigene Terminologie auf einen vereinheitlichenden, empirisch-positivistischen Boden zu stellen.⁷ In seiner eingangs zitierten Selbstdarstellung erwähnt Hollitscher, er habe in der WPV auch Vorträge über Biologie gehalten. Tatsächlich bezeugt ist ein Vortrag dort im Jänner 1938 zur „behaviouristischen und psychoanalytischen Begriffsbildung“.⁸ Zwei kurz darauf veröffentlichte wissenschaftliche Texte dürften dem Vortrag zugrunde liegen. Einerseits handelt es sich dabei um den durch Neurath und seinem *Unified Science Movement* vermittelten Beitrag „Über einen Weg einige psychoanalytische Begriffe in die Behaviouristik einzuführen“, der im Oktober 1938 in dem in Den Haag herausgegebenen Periodikum *Unity of Science Forum* erschien. Andererseits ging aus dem Vortrag der Artikel „Über die Beziehungen zwischen der psychoanalytischen und behaviouristischen Begriffsbildung“ hervor. Erschienen ist dieser Text 1939 im vierten Heft der von